



**Nora Bossong**  
**Webers Protokoll**  
**Frankfurter Verlagsanstalt**  
**Frankfurt am Main 2009**  
**ISBN 978-3-627-00159-9**

Textauszug  
S. 23-37

## **Erstes Kapitel. Bonn.**

Die neue Hauptstadt also, kurz und klanglos, eine Stadt, die nichts ist, für nichts steht, an nichts erinnert, aus der weder sonderlich berühmte Söhne noch Töchter kommen, sieht man von Beethoven einmal ab. Schumann war hier nur in der Nervenheilanstalt. Ein Grau somit, in das man einen Verwaltungsapparat setzt und all das nun Hauptstadt nennt – eine, wie mein Diplomat findet, leicht euphemistische Bezeichnung für ein 30 Stockwerke hohes Gebäude in der Nähe von Köln. Aber das Hochhaus ist ja noch gar nicht gebaut, als Weber an einem Freitagmorgen, aus Zürich kommend, den Nachtzug verlässt. Bonn. Der Einzige, der, ist Weber sich sicher, bei dieser Wahl aufgeatmet hat, ist Mehring:

„Alles, bloß nicht Frankfurt! Weimar war schlimm genug. Es ist ja kein Wunder, dass da keine Republik gelingen konnte. Alles verdorben von diesem harmonisierenden Klassiker! Und bei jedem Staatsbesuch zu seinem Gartenhaus.“

Es ist 1951, die Bundesregierung hat am 10. April die Wiederverwendung ehemaliger Beamter beschlossen, und Weber reist zum ersten Mal aus seinem Zürcher Exil in den Norden. Er ist müde. Im Fond des Taxis kann er nur einen trägen Blick auf die Häuser werfen, sie biegen ab, ehe er sich ein Detail eingepägt hat. Das also ist Deutschland jetzt. Er hat es sich schlimmer vorgestellt. Näher.

Vor einem Neubau unweit des Regierungsviertels lässt Weber sich von dem Fahrer absetzen, betritt einen Vorgarten, in dem pflaumenfarbige Blumen einen Holzzaun hinaufwachsen, und bleibt vor den Stufen, die zur Eingangstür hinaufführen, stehen. Er dreht sich um und sieht das Taxi wegfahren. Kein Geräusch, nicht einmal das Glucksen einer Taube. Noch zögert er. Aus dem Nachbarhaus sieht er eine Frau in einem tulpenförmigen Kostüm heraustreten, sie nickt ihm zu, er senkt seinen Blick, betrachtet den schaukelnden Saum ihres Rocks. Dann steigt er die Stufen hinauf.

Er klingelt, aber nichts regt sich. Weber betrachtet die pflaumenfarbigen Blumen, die ihm bekannt vorkommen, aber ihm fällt ihr Name nicht ein, ebenso wenig, wo er sie schon einmal gesehen haben könnte.

Als er sich wieder umdreht, steht Rippler vor ihm in der geöffneten Tür und spielt mit einem Brieföffner.

„Weber! Gut siehst du aus! Das Schweizer Klima scheint dir zu bekommen.“

Er tritt beiseite und bittet Weber herein. Sie stehen sich einen Moment lang gegenüber, Rippler, einen halben Kopf kleiner als Weber, ein Geruch von Seife umgibt ihn, und Weber ist sich nicht sicher, ob dies schon früher so gewesen ist; ein Kindergeruch, denkt er. Riplers Gesicht ist grau geworden. Weber fühlt sich zu dicht bei ihm, unangemessen nach all den Jahren, und auch Rippler weicht vor Weber zurück in das Innere seiner Wohnung.

Ob er sich noch an Bauer erinnere, fragt Weber. Der sei damals auch in der Wilhelmstraße gewesen, nicht bei ihnen, sondern, wenn er, Weber, sich nicht irre, im Referat IV. Gerade heute habe er Bauer im Zug getroffen.

Helligkeit flutet um ihn, sie fällt aus einem Oberlicht auf sie herab, wird von allen Seiten reflektiert, die Wände der Garderobe, in die Rippler ihn geführt hat, sind lückenlos verspiegelt. „Bitte, hier kannst du ablegen.“ Weber sieht sich vor sich stehen, einen zu hellen Mantel in der Hand. Ja, tatsächlich, der Mantel ist zu hell – oder ist es der Lichteinfall, der Weber täuscht?

Bauer wolle sich auf einen Auslandsposten bewerben, fährt Weber fort, und beinah hätte er seinen Mantel an das Spiegelbild des Kleiderhakens gehängt. Er sieht sich zu Rippler um, der aber hat es nicht bemerkt.

Bei Bauer sehe er, was einen Auslandsposten anbelangt, keine Chance, da werde Rippler ihm doch recht geben.

Rippler nickt und führt Weber durch einen weißen Flur, durch einen weißen Salon in ein weißes Kaminzimmer, streicht im Vorbeigehen über die Möbel.

Nicht nur aus fachlichen Gründen, führt Weber aus. Nein, da seien einige Sachen nicht ganz in Ordnung gewesen. Bauer sei ja ab 41 in Polen gewesen – Rippler verstehe, was er damit meine, er wolle nur sagen – er wolle nichts unterstellen, wolle nur sagen –

„Gewiss, mein Lieber, gewiss.“ Rippler deutet auf einen Holzstuhl, dessen Armlehnen zu weißen, buckelnden Katzen geschnitzt sind. „Spezialanfertigung aus Mailand! Weber, ich sage dir, preiswert war das nicht. Aber man muss auch zu leben wissen.“

Elegant sei das, betont Weber, elegant! Und so zeitgemäß!

Die ganze Einrichtung kommt ihm kalt und gewöhnlich wie ein Arztkittel vor, und dieser Sessel ist die falsch dazu ausgewählte Krawatte.

„Setz dich doch“, fordert Rippler ihn auf. „Zigarre?“

Nein, er rauche nicht –

„Aber natürlich, ich vergaß.“

Weber blickt aus dem Fenster, Blätter wälzen sich im Wind übereinander, Wellen aus Grün, und dahinter hört Weber Stimmen, er sieht jemanden, der auf ihn zukommt, er blickt Palmer entgegen, dem stramm zurückgekämmten Haar, dem Militärstiefelgang.

*„Darf ich Ihnen eine Zigarre –“ Er rauche nicht.*

*„Dann lasse ich Ihnen einen Schluck vom Champagner –“ Er trinke auch nicht.*

*„Tun Sie denn überhaupt etwas, Weber?“*

*„Er ist Protestant. Die haben ja ihre eigenen Regeln.“*

*„So, Protestant?“ Palmer zieht eine Braue hoch, reicht Webers Frau ein Glas Champagner und prostet ihr zu. Beinah beiläufig: „Und wie halten Sie es mit Ihrem Glauben, Weber?“*

*Anna an seinem Arm, Palmer vor sich, weiß Weber nicht, was er antworten soll. Er tanzt auf einer Champagnerperle, die aufsteigt und jeden Moment zerplatzen wird.*

„Weber, was ist mit dir? Kann ich dir etwas zu trinken anbieten? Einen Aperitif? Ein Glas Sekt? Das regt den Kreislauf an, glaub mir.“

Nein, nein, keinen Sekt, murmelt Weber. Wasser, bitte. Er fühlt seine Hände sich fest um die buckelnden Katzenrücken klammern. Er will aufstehen, aber tatsächlich, sein Kreislauf ist schwach, und er sackt wieder zurück in diese Karikatur des Hammurapi-Throns.

Rippler klirrt mit Karaffen, mit Gläsern und mit den ins Glas geschliffenen Lichtflecken, es klingt hell, sphärische Töne, ein bisschen Scriabin vielleicht, überlegt Weber, da dreht sich Rippler um, reicht ihm ein Glas, ruft: „Prost, Weber! Auf die alten Zeiten!“ Die Gläser schlagen aneinander.

Welche Zeiten, fragt Weber.

Rippler antwortet nicht, stürzt sein Getränk in einem Zug hinunter.

Am Telefon, von einem Kratzen in der Leitung unterbrochen, von einer im Wind wankenden

Telefonleitung irgendwo zwischen Bonn und Zürich, hatte ihm Rippler versichert: „Weber, das wird ein Leichtes. Du glaubst nicht, wie schwer es für die ist, Leute zu finden, die auch nur halb so qualifiziert sind wie du.“

Worauf Weber antwortete, er hoffe das, oder antwortete, es wäre sehr wünschenswert, oder – aber das nur einmal, als er sich in der seltsamen Montagsstimmung befand, gerade vom Arzt zurückgekehrt – flüsternd: Es sei ja nur gerecht.

Auch vor wenigen Tagen noch, bei ihrem Telefonat kurz vor Webers Abfahrt. „Das wird ein Leichtes, Weber!“

Jetzt ist Rippler stumm. Weber versteht nicht, warum er nicht mit einfällt in seinen Vortrag, warum er nicht ruft: „Weber, das wird ein Leichtes!“ Hat all das Weiß um ihn her seine Sätze geschluckt? Ist es die Stadt, die nicht zulässt, laut zu sein?

Wie viele Volljuristen gebe es denn noch in Deutschland, fragt Weber. Und wie viele davon besäßen die nötigen Fähigkeiten, die sie theoretisch – und er betone: nur theoretisch! – befähigten, in den Auswärtigen Dienst einzutreten? Sprachen, das sei ja noch leicht. Aber wer habe hinreichende Kenntnis von der europäischen Wirtschaft? Wer besitze ein Verständnis für die Aufgaben eines Gesandten? Wer verfüge über die nötige Etikette? Wie viele mochten das wohl sein? Nicht viele. Und wie viele könnten sie davon de facto einstellen? Lächerlich. Die meisten hätten so im Dreck gepanscht, dass man sie nicht einmal nach Lateinamerika in irgendein Provinzkonsulat schicken könne, und wenn es im tiefsten Dschungel läge! Er, Weber, hingegen käme frisch aus der Schweiz, er habe Leute, die für ihn ausgesagt hätten, es müsse seiner Mailänder Personalakte beiliegen.

„Was in einer Personalakte steht, weiß man nie so genau.“

Nein, er sei sich sicher, schon damals habe man es zu Protokoll genommen. Wurde es in jenen Jahren gegen ihn verwendet, so könne es jetzt nur für ihn sprechen.

„Eines darfst du in der Tat nicht vergessen, mein Lieber“, fällt Rippler endlich in Webers Aufzählung ein. „Damals lag ein Haftbefehl gegen dich vor.“

Das Knistern der im Wind wankenden Telefonmasten, das Rauschen der schaukelnden Kabel, ein Ast, der gegen Riplers Fenster stößt. Weber reibt sich mit der Hand über die Stirn, bittet,

an dieses Faktum nicht erinnert zu werden. Die Tatsache, dass er als kriminelle Person gegolten habe, sei für ihn sehr enttäuschend, ja, er möchte sagen: erniedrigend gewesen.

„Weber, das waren Verbrecher, die dich so nannten!“

Er habe sich als Krimineller fühlen müssen.

„Es gab doch diesen Heldt“, bemerkt Rippler. „Wenn wir ihn als Zeugen für dich gewinnen könnten.“ Nein, das solle Rippler vergessen, ruft Weber und macht eine wegwerfende Handbewegung. Das sei alles Gerede. Aufgebauscht!

Um Heldt solle sich Rippler nicht kümmern.

Er streicht sich übers Haar, drückt eine im Nacken abstehende Locke glatt und fügt leiser hinzu: Es müsse doch auch so genügen. Man wolle schließlich ein neues Amt aufbauen. Nicht nur, dass der Herr Bundeskanzler in diesem Punkt vollkommen unnachgiebig erscheine. Es sei schlicht ein Fakt, dass man einen ehemaligen SS-Mann nicht nach Paris schicken könne. Die ganze Abteilung Ribbentrop habe mit dem diplomatischen Geist wenig zu tun gehabt, präzisiert Weber. Da sei doch in Wahrheit keiner qualifiziert gewesen, außer darin, das Parteiprogramm herunterzubeten.

„Auch unter den Gesandten, Weber, waren nicht alle einwandfrei.

Auch unter denen.“

Ja, gewiss, auch ihm, Weber, sei ein solcher Mann vorgesetzt worden. Ein Strammer aus der Partei. Er sei nur dazu da gewesen, ihn, Weber, zu kontrollieren. Nichts habe dieser Vorgesetzte allein machen können, keine juristische Ausbildung habe der genossen, und auch in allem Übrigen wären seine Fähigkeiten mehr als mangelhaft gewesen. So falsch könne man einen Posten kaum besetzen.

„Ich meine, Weber, auch unter den Alten.“

Das sei doch, als wolle man Äpfel mit Birnen vergleichen! Scheinbare Annäherungen, ja, möglicherweise, um zu verhindern, dass ein weiterer Posten verloren gehe, dass man weiter zurückgedrängt werde. Das sei Taktik gewesen, nicht Überzeugung.

„Wie du meinst, Weber, wie du meinst. Bei einigen der Alten sehe ich allerdings Schwierigkeiten voraus.“

Es habe Ungeschickte gegeben, ja.

„An welches Konsulat hast du im Übrigen gedacht?“

An ein Konsulat habe er eigentlich nicht gedacht, erklärt Weber. Er blickt zum Fenster, er streicht sich das Haar zurück, die abstehende Locke im Nacken. Eher an eine Botschaft. Und dann sagt Weber: Rom.

Weber sagt mit einer Bestimmtheit: Rom, die ihn selbst überrascht. Und Weber erklärt: Italien. Weber erklärt: langjährige Erfahrung, ausgezeichnete Kenntnisse des Landes, perfekte Sprachkompetenz, Weber erklärt: Er oder keiner. Der Posten in Rom sei wie für ihn gemacht.

„Ja, natürlich, Rom –“ Rippler erhebt sich schwerfällig, geht zu seinem Schreibtisch hinüber, durchblättert Unterlagen. „Lass mich sehen, Rom, das dürfte B3 sein –“

B6 oder eine Besoldungsstufe darüber, erklärt Weber.

„B6?“ Rippler kratzt sich am Kinn. „Das ist happig. Vorher warst du – was genau? A14?“

Was spiele denn Damals für eine Rolle?

„Gut, gut.“ Rippler winkt ab. „B6? Bist du sicher?“

Er habe sich noch nicht genau informieren, habe zuerst mit ihm, Rippler, reden wollen.

„Abergläubisch, was, Weber?“

Aberglaube? Er sei alles andere als überzeugt, wirklich in den Auswärtigen Dienst zurückkehren zu wollen. Viel habe er über sich ergehen lassen müssen. So etwas sitze tief. Er, Rippler, könne das nicht nachvollziehen. Weber blickt aus dem Fenster, streicht sein Haar im Nacken glatt.

Rippler räuspert sich, durchblättert Unterlagen. „Weber, ich halte Rom für eine fabelhafte Idee. Wir werden uns gleich heute Abend umhören, ob schon jemand für diesen Posten in Erwägung gezogen wurde. Du wirst dich mit Blankenhorn unterhalten. Letztlich entscheidet er in Personalsachen. Der Herr Bundeskanzler vertraut ihm. Fürs Misstrauen hat er nicht genug Zeit.“

Weber betrachtet die Stadt durch das Fenster des Taxis, und er denkt, dass vieles nicht mehr zusammenpasst. Er sieht einen Prälaten der Nuntiatur, der versucht, vor diesen Neubauten einen Spaziergang zu machen. Aber es gelingt nicht, stellt Weber fest, der Prälat bleibt den Gebäuden fern, wie eine Figur, die man in einen Film kopiert hat.

Man könnte, fürchtet Weber, manches überholt haben. Man könnte das, was er für wesentlich

hält, überholt haben, denkt er. Aber vieles funktioniert wie gewohnt. Weber kann seinen Chauffeur bezahlen, im Hotel, kaum dass er das Foyer betreten hat, schwirrt ein Angestellter ihm zu Diensten: „Darf ich Ihnen die Tasche abnehmen? In welchen Stock darf ich den Herrn fahren?“ Nein, er, Weber, ist noch nicht aus der Zeit gefallen, und ehe sich die Fahrstuhltür schließt, Weber mit dem Angestellten allein ist, dessen ganze Lebensaufgabe darin besteht, mit weißhandschuhten Händen einen von acht Knöpfen zu drücken, erkennt Weber sein Gesicht auf einer verspiegelten Wand, die von Tiffanylampen matt erleuchtet wird. Er hört Stimmen, italienische, deutsche, englische Sätze, Lachen, Kichern, Husten.

*Weber blickt auf die Spiegelung seines Gesichts: sein in der Stirn gewelltes Haar, seine Brauen aus Wellen, sein Kinn, sein Hals aus Wellen, kleine Wirbel, die sich überlappen, überschlagen, die Krawatte ins Wasser hineingebunden. Unter sich die Kacheln eines Pools, verspiegelte Rechtecke, dunkle Linien, die sein Gesicht zerschneiden. Die Augen Strudel. Weber betrachtet sein in den Wellen untergehendes Gesicht. Er hört Stimmen um ihn her, eine Flut aus Geräuschen und Verpflichtungen und die alte Gräfin:*

*„Herr Konsul, haben Sie schon Sir Richard getroffen? Ein fabelhafter Mann!“*

*Irgendwo bellt ein Hund, oder ein Auto bremst, eine Flasche Champagner wird knallend geöffnet, und Webers Gesicht zerfließt in einem nach Chlor stinkenden Becken.*

Nein, Weber ist noch nicht aus der Zeit gefallen. Er hört den Liftboy atmen, er hört über sich das Rollen der Gewinde im Schacht. Das Lämpchen leuchtet die Zahl Sechs an die Fahrstuhlwand, die Tür gleitet auf.

„Etage sechs, der Herr.“

Als ob er das nicht selber sähe!

In seinem Zimmer findet Weber, wie er es gewünscht hat, zwei Flaschen mit stillem Wasser und ein Kännchen mit Öl, das er auf Reisen zur Beruhigung seines Magens in kleinen Dosierungen einzunehmen pflegt. Man kann nie sicher sein, ob sich die Restaurantköche tatsächlich an seine Diätvorschriften halten, wenn es auch immer und überall beteuert wird. Niemand weiß ja, wie schlecht es um ihn steht, alle meinen, es sei ein Spleen.

Als Weber in den Nebenraum geht, um sich für das Diner umzuziehen (Frack mit weißer Weste und Zylinder), klingelt das Telefon.



„Ein Ferngespräch für Sie.“

Aus Bremen?

„Nein, aus Mailand.“

Aus Mailand, wiederholt Weber, stützt sich auf die Schreibtischplatte, stößt einen Stapel Papiere um, die als wirrer Schwarm auf den Hotelteppich flattern.

Es täte ihm leid, er sei nicht zu sprechen. In Eile, wiederholt Weber mehrmals. Man solle dem Anrufer ausrichten, er sei nicht zu erreichen.

„Sind Sie sicher?“, fragt die Telefonistenstimme irritiert.

Er pflege sich im Allgemeinen über die Dinge, die er sage, sicher zu sein. Auch wenn dies veraltet sein möge, halte er, Weber, es doch nach wie vor für eine Tugend.

„Selbstverständlich, Herr Doktor Weber, natürlich. Verzeihen Sie die Störung.“

Weber hängt den Hörer auf die Gabel. Als er aufsieht, scheint ihm die Sonne direkt ins Gesicht. Er kneift seine Augen zusammen, reibt sich mit der Hand über die Lider. Ein pochender Schmerz, der sich von seinen Augen aus bis in die Stirnhöhlen ausbreitet. Mit geschlossenen Augen tastet er über die Schreibtischplatte, ein weiterer Papierstapel raschelt zu Boden, Weber tastet sich an der Wand entlang, unter seinen Füßen zerreißt Papier, sein Knie stößt gegen den Bettpfosten. Vorsichtig lässt sich Weber auf die Matratze sinken. Sein Puls geht zu schnell, spürt Weber, sein Mund ist zu trocken, in seinem Kopf dreht sich alles, und Weber ist sich nicht sicher: Ist er es, der schwankt, oder die Welt um ihn her, um Weber, um einen der letzten, nach alter Ordnung statisch ruhenden Flecken?

Ehe er das Hotelzimmer verlässt, um sich zu Rippler in die Limousine zu setzen und durchs künstlich erleuchtete Abendbonn zu fahren, telefoniert er nach Bremen.

Ob man Neues gehört habe.

„Nichts. Aber du wirst doch trotzdem hingehen, Konrad?“

Ob es keinen einzigen neuen Namen gebe, fragt Weber. Ob denn wirklich nichts zu erfahren gewesen sei.

„Ich sage es dir doch.“

Weber schlägt eine Mappe auf, fährt mit dem Finger die Namen auf einer Liste entlang.

Ob sie bestimmt bei den von ihm genannten Stellen angerufen habe.

„Konrad! Ich sage es dir doch.“

Weber kreist einige Namen ein. Dann schlägt er die Mappe zu, murmelt Unverständliches in den Hörer und legt auf.

Weber genießt das gleichmäßige Rauschen der Gespräche. Der fremde Dialekt, an den er sich in der Schweiz gewöhnt hat, ist verschwunden. Ein Lüster sprenkelt Licht über den Raum, und in den verspiegelten Türen, aus denen ab und an ein Kellner huscht, sieht er sie alle wieder, über das Parkett verteilt: Mehring, Kobus, Fräulein Schnoop. Weber stolziert über die Feier, seine Frackschöße flattern aufgereggt, ein Balztanz, bei dem Weber mit einem ganzen Schwarm anbändelt.

„Weber! Wie freue ich mich, Sie wieder bei uns zu sehen! Wagen Sie sich endlich vor in die neue Republik? Ich verspreche Ihnen, es hat sich einiges geändert.“

„Und, Weber, Geschäfte laufen? Bei der Treuhand in Zürich, habe ich recht?“

„Einfach fort waren Sie. Ich habe mich ja oft nach Ihnen erkundigt. Einfach verschwunden! So einen Schrecken können Sie mir doch nicht einjagen.“

„Ach lieber Herr Weber, man hat ja ab und an von Ihnen gehört. Sie sind jetzt im Devisenhandel tätig, nicht wahr?“

„Ist Ihnen klar, Weber, wie gut es Ihnen geht? Haben Sie gehört, was Gruber macht?“ Beerbeck, ein zierliches Männchen, das zu Webers Mailänder Zeit im Konsulat in Florenz tätig war, klackt mit seinen Zähnen.

Nein. Was mache Gruber jetzt, erkundigt sich Weber.

„Er ist in der Fischfutterbranche.“

Ach so? In der Logistik?

„Eher in der Feldforschung. So genau kann man das nicht sagen, Kopf und Rumpf sind auf der Höhe der Hackeschen Höfe aus der Spree geangelt worden, was der Rest macht, ist nicht bekannt. Fischfutter eben. Dabei hat er den Krieg überlebt. Zwei Wochen lang, dann hat sein Nachbar von irgendwoher Kapseln bekommen, und Gruber hat ein Vermögen dafür bezahlt, er muss mit dem Nachbarn zusammen das Sofa nach nebenan geschafft haben und das Vertiko und das Klavier, das nur leichte Schäden von einem Luftangriff abbekommen hat, ein paar Kratzer wie von einer Katze, und einen Teppich haben sie noch rübergeschafft, dafür hat er dann die Kapsel bekommen. Mehr war nicht zu holen. Das Silberbesteck hat irgendjemand mitgehen lassen, als Gruber zum letzten Mal im Bunker war, und bei der Gelegenheit sind die Bilder und die Spiegel und die Kristallgläser zerschlagen. Dieser dusselige Nachbar hat sich

auf den Tausch mit dem Klavier eingelassen, dabei muss man sich doch fragen, wer zu der Zeit ein Klavier gebraucht hat, und hätte sich der Nachbar das gefragt, hätte man nicht Grubers Kopf und Rumpf aus der Spree ziehen müssen.“

In den verspiegelten Türen bemerkt Weber ein Paar Lackschuhe, die zu weit auseinanderstehen, breitbeinig, denkt Weber, und dann, als sie über das Parkett in Richtung Buffet trampeln, denkt er: Militärstiefelgang. Er sieht sich um, sieht aufs Original der gespiegelten Szene, Köpfe, manikürte Finger, die durch die Luft schnipsen, Mehring, Kobus, Fräulein Schnoop. Palmer aber kann er nicht finden.

„Aber wissen Sie, Winkler, den hat es noch blöder erwischt. Zwei Tage nach Kriegsende läuft er durchs Brandenburger Land und stößt auf zwei Russen, die ihn für einen getarnten Wehrmachtssoldaten halten. Die beiden haben noch nichts von der Kapitulation gehört und schreien ihn an, er solle stehen bleiben. Da unser lieber Winkler aber nie Russisch gelernt hat, ist er nicht sicher, was die beiden von ihm wollen, er schwenkt nach links, will ihnen ausweichen, da hat der Dünnere der beiden schon abgedrückt, und Winkler stolpert in den Dreck, wahrscheinlich hat er den Aufprall noch erlebt, vielleicht ist er aber schon im Fallen gestorben.“

Über ihm schwingt ein Kronleuchter, und Weber stellt sich Palmer vor, zwei zu weit auseinanderstehende Lackschuhe. Aber das kann nicht sein. Palmer! Er schüttelt den Kopf, er starrt auf den Boden, auf zwei weiße Leinenschuhe, die sich ihm nähern, und was haben Leinenschuhe auf diesem Empfang verloren? „Erinnern Sie sich an Heldt? Wissen Sie, was aus ihm geworden ist?“

Weber blickt Beerbeck ins Gesicht – nein, unmöglich, denkt Weber, woher sollte Beerbeck Heldt kennen? Er sieht Wendler an, ist er sich sicher, das sind Wendlers Klavierspielerhände, die über das Buffet flirren. Über ihnen, an der Saaldecke, wachsen Streben aus dem Kronleuchter, Metallstreben, Käfigdraht, und Wendler, an einer Cocktailkirsche nuckelnd: „Hoffen wir, dass es ihm besser ergangen ist als Winkler und Gruber, nicht wahr, Weber?“ Weber nickt, ihm ist schwummrig, er sieht zur Decke hinauf, und über Wendlers tiefschwarzem Haar, das, ist Weber sich sicher, damals heller gewesen ist, über Wendlers in rabenschwarze Tinte getauchte Frisur schaukelt ein Käfig, in dem zwei Vögel übereinanderfallen.

Jemand greift Webers Arm und dirigiert ihn von seinem Gesprächspartner weg, und jetzt, aus der Entfernung, kann er es wieder klar sehen: Beerbeck ist das, eindeutig. „Nicht wahr, Helen Schnoop geht es heute ausgezeichnet. Seit der Heirat. Sind Sie nicht der Meinung?“, ruft er Weber noch zu. Beerbeck, natürlich! Was hätte Wendler hier auch verloren?

„Weber, was ist mit Ihnen, Sie haben doch früher nicht so Ihre Zeit vertrödel“, flüstert Rippler ihm zu. „Beerbeck hat nichts zu sagen, rein gar nichts, bemüht sich selbst um Wiedereinstellung. Aber den, das sage ich Ihnen, kann man keiner Abteilung zumuten. Zu zynisch geworden – ach, Herr Keetenheuve, ich grüße Sie!“

Und sie ducken sich wieder in die Gespräche hinein. Weber schüttelt Hände, Weber tauscht Floskeln aus, Weber macht einen Witz, der seine humanistische Bildung hervorhebt, und schau einer an, der junge Daloff hat es nicht verstanden, und der soll jetzt als Legationssekretär nach Paris?

„Ja, und Herr von Zillner ist für Madrid vorgesehen. Es ist wohl niemand anderes in Frage gekommen.“

„Wissen Sie das noch nicht?“

„Es heißt, Wildbrand interessiere sich unter Umständen für den Posten. Nicht aussichtslos.“

„Herr Weber, was halten Sie eigentlich davon?“

„Man hört, Kobus könnte bald auf dem Weg in die Vereinigten Staaten sein.“

„Bonn, ja, über die Stadt kann man streiten. Aber habe ich Ihnen schon gesagt, wie froh ich bin, dass es nicht Frankfurt geworden ist? Was glauben Sie, wessen Geburtshaus man bei jedem Staatsbesuch hätte besichtigen müssen?“

„Haben Sie das nicht gewusst? Palmer ist jetzt in der Rechtsabteilung. Natürlich, kein schlechter Posten, allerdings geringer als die Konsularstelle in Mailand. Er soll ein wenig pikiert gewesen sein, dass er nicht befördert wurde. Hat ihm aber nichts genützt. B3 bleibt B3.“

Weber, perplex, fällt nichts anderes ein als zu stottern: Aber – das sei doch Palmer!

*Weber, Sie wollen doch nicht, dass man schlecht über Sie denkt.*

„Was wollen Sie, Weber, haben Sie gedacht, neue Diplomaten wachsen wie Unkraut zwischen den Trümmern? Werden uns von den Amerikanern per Luftpost geschickt? Sie waren zu lange in der Schweiz. Bekommt Ihnen die Bergluft überhaupt?“

Zürich, erklärt Weber, läge nicht allzu hoch.

„Was fangen Sie eigentlich mit Ihrer Geschichte an?“, fragt Mehring.

Welche Geschichte.

„Aber lieber Kollege!“, flüstert Mehring und reibt Daumen und Zeigefinger aneinander.

Er müsse entschuldigen, aber er wisse nicht, was Mehring meine. Weber hört entfernt die Stimme einer Frau, wie aus einem Schacht heraus: *„Da muss ein Irrtum vorliegen –“*

Mehring wendet sich ab, winkt eines der Mädchen herbei, das auf Stöckelschuhen Silbertablets durch den Raum balanciert.

„Ein Glas Sekt, Weber?“

Weber schüttelt den Kopf, sucht den Rand der Feier nach Anna ab, die sich doch stets dort aufhält – aber Anna ist ja gar nicht mit ihm mitgereist, sie sitzt bei ihrem Vater in Bremen, häkelt Mützen für die Caritas!

„Die Schule, Weber! Ich sage nur: die deutsche Schule in Mailand.“

Weber riecht die Süße der aufsteigenden Sektbläschen, die den Raum ausfüllen, er hört das Klingeln der Glaskristalle am Kronleuchter, aneinanderklappernde Schnäbel, er sieht einen Schwarm aufsteigen, den Himmel draußen sich verdunkeln, hört einen Zug, der quietschend in einen Bahnhof einfährt, er dreht sich um.

Er dreht sich, oder alles dreht sich um ihn.

*Aber es ist doch nichts?*

Das Klirren des Kronleuchters, entferntes Lachen, eine Frau, die ihre Hüften in einem bunt schillernden Abendkleid wiegt, und Weber versucht, das Drehen seiner Wahrnehmung anzuhalten, er hört, wie eine Tür geöffnet wird, hört, wie ein Mann sich auf einem knarrenden Stuhl vorbeugt, hört,

*wie Brandes zischend Luft einsaugt, als sei ihm plötzlich frostig geworden, erklärt: „Das ist nicht so leicht, lieber Weber.“*

*Ja, gewiss, er habe auch nicht damit gerechnet, das Geld so bald zurückbuchen zu müssen. Es sei allerdings, in Anbetracht der Tatsache, dass –*

„Wissen Sie noch?“ Mehrings Sektatem. Die vom Alkohol geschwollene Stimme.

Was, bitte, solle er wissen?

„Weber, Sie scherzen. Aber Sie machen es gut.“ Mehring lächelt ihm zu und tänzelt zurück in die Gruppe, zurück zu den anderen, und ist es so, dass sie Weber heute Abend nicht dabei haben wollen? Dass sie ihm den Rücken zukehren? Sein ehemaliger Untergebener Mehring ihn hinter vorgehaltener Hand auslacht?